

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiener Burgtheater. Der Kopf des Crassus, von J. B. Widmann. Das Andenken Widmanns wird in Wien gepflegt. Einmal ein Aufsatz über ihn, dann eine Briefsammlung von ihm erscheinen in den großen Journalen. Bei dem plötzlichen Hinscheiden des Hofchauspielers Hartmann war der Name einer seiner Meistererschöpfungen auf aller Lippen, der Mittelfigur aus jenem entzückend zarten, sprechenden und lebenden Bild, das das Burgtheater aus einer Dichtung Widmanns hatte erblühen lassen: des greisen Paris. Und besonders gern erinnert man sich stets Lyanders wilder Mädchen, die der Dichter in so heiterer Ausgelassenheit die anmutige Gestalt ihrer jungen Erzieherin umkreisen läßt.

Widmanns dramatische Arbeitsweise, wie sie sich in jener Plauderszene und jenem Lustspiel manifestiert, erkennt man in der Groteske „Der Kopf des Crassus“ wieder, das dem Burgtheaterrepertoire soeben angegliedert worden ist: In einem alten, historisch oder dichterisch erzählenden Werk fand er irgend eine Jahrhunderte hindurch vergessene Episode, verlieh ihren Gestalten Leben, Bewegung, Rede und Gegenrede, kleidete sie in das Kostüm ihrer Zeit, legte ihnen manches Wort in den Mund, das dieser ihrer Zeit so gut entsprach wie der unseren, und sonderte sie in deutlich geschiedene Gruppen, so daß er sie wie Figuren auf dem Schach-

brett in spielendem Kampf gegeneinander führen konnte. Wie der greise Paris mit den drei jugendschönen Spöttnerinnen und die übermütigen spartanischen Wildkätzchen mit der klugen Athenerin kontrastierten, so kontrastiert von den um den abgeschlagenen Kopf des besiegten Crassus versammelten Feinden desselben der schwachmütige gesittete König mit dem ungezügelten barbarischen. Der eine sowohl, der in verbildetem ästhetischen Empfinden sein Entsetzen überwindet, sobald das Haupt des Gegners improvisierend zu einem Schauspielerrequisit erniedrigt wird, als auch der andere, den bei dem graufigen Anblick nichts erfüllt als triumphierende, rohe Daseinslust; sie beide werden aber in den Hintergrund geschoben von der edlen Schmerzgebärde der Frau, die Crassus einst geliebt hat und deshalb das Anrecht auf sein geschändetes Haupt mit dem Leben zu zahlen bereit ist. Im Vordergrund der Darstellung des Stückchens steht denn auch Frau Bleibtreu, die selbst in einer Rolle von skizzenhaftem Umriß die Resonanz tiefer tragischer Kräfte anklingen zu lassen versteht.

Dankbarer jedoch als für solche vom grellen Zohlen der Groteske übertönte Tragik wird man in Wien dem Schweizer Poeten für das herzhaftes Lachen von Lyanders Mädchen, für das verträumte Lächeln des greisen Paris bleiben. F. Baumgartner

Bücherschau

Viktor Hehn. Über Goethes Gedichte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und

Berlin 1911. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Wir besitzen von Hehn das wundervolle

Buch: „Gedanken über Goethe“ und seine von Albert Leizmann und Theodor Schiemann 1893 herausgegebene Vorlesung über Goethes „Hermann und Dorothea“. Zu diesen beiden Standardwerken jeder Goethebibliothek gesellt sich jetzt ein drittes Buch Hehns, eine Vorlesung über die Lyrik Goethes, ein Versuch, Goethes Leben wiederzuspiegeln in seinen Gedichten, ein letzter Abschiedsgruß des Gelehrten, der uns von neuem schmerzhaft empfinden läßt, was die Literaturwissenschaft durch seinen Tod verloren hat.

Ebenso anregend in der Linienführung und Charakterisierung wie interessant für das Verständnis der Persönlichkeit Hehns ist die weitausholende und breit ausgesponnene Einleitung über die lyrische Dichtung nach Goethe und Schiller. Hehn fühlt sich durchaus als Vertreter des Hellenismus, der Humanität. Er ist empört über die Romantiker, die die überwundenen Dunkelmächte wiederkehren lassen, die das Mittelalter dem Altertum gleichsetzen, den gotischen Dom neben den antiken Tempel stellen, das Nibelungenlied mit Homer vergleichen. Nun ist der Staat ein freies Kunstwerk der Vernunft, dem die natürlichen Bedingungen nur als ein zu verarbeitender Stoff unterliegen, er ist wütend über den eifernden, engen deutschen Rassenstolz, der seinen Haß gegen Frankreich richtet. Denn er sieht in Frankreich „das vorzugsweise moderne Land“. Wenn ihm also das Wesen der Romantik fremd ist, so stellt er ihre Vertreter, die noch den rein poetischen Gesichtspunkt festhielten und Goethe als das einzige unvergleichliche Muster betrachteten, künstlerisch doch weit höher als die Jungdeutschen. In der Zeit der Börne, Laube und Gukow gingen die von den großen Dichtern und Denkern erworbenen ästhetischen Güter verloren, die Tendenz entschied,

das politische Interesse trat in den Vordergrund, und Schiller, der Dichter der Freiheitshelden Posa und Tell, wurde über Goethe gestellt. Für Hehn findet das Verhältnis der neuesten Zeit — man muß sich immer wieder erinnern, daß diese Vorlesung 1848 gehalten wurde — zur Klassik seinen symbolischen Ausdruck in dem Kampfe Börnes gegen Goethe, „des armen Judenknaben aus dem Frankfurter Ghetto gegen den reichen Patriziersohn, des Unglücklichen, zu Tode Gequälten, tiefblickenden, von seiner Zeit des Wahnsinns und des Frevels Angeklagten gegen den Vergötterten, den im Sonnenlichte des Lebens und im Schmutz der Schönheit Dahinwandelnden.“

Mit einer knappen Gesamtwürdigung beginnt Hehn seine Vorlesung über Goethes Gedichte. Sieben Eigenschaften hebt er hervor, die diese Lyrik so unvergleichlich machen. Vor allem: Goethes Lyrik ist sein Leben, seine Lieder sind die begleitenden Klänge seines Lebens. Er rühmt die reine Unmittelbarkeit, die sinnige Klarheit, die Melodik und Singbarkeit, die volksmäßige Einfachheit ohne jede falsche Reflexion, die Universalität des Gefühls. Es fehlt beim Ton nichts Menschliches. Goethe sprach die Sprache der Dinge selbst, und so wurde er der Verjünger der deutschen Sprache. Dann wendet sich Hehn zur Erklärung der einzelnen Gedichte. Er lehnt die Einteilung nach der abstrakten Form (bei Goethe: „Antiker Form sich nähernd“) ab und gruppiert sie nach Stimmungen, die Lebensgeschichte des Dichters als Grundlage der Einteilung nehmend. So bietet dieses Buch eine abgerissene Biographie des Dichters. Hehn beginnt mit den poetischen Versuchen des achtjährigen Knaben, mit dem biblischen Epos Joseph, mit den geistlichen Orden und anacreontischen Liedern und beschäftigt sich ausführlich zuerst mit der „Höllenfahrt Jesu

Christi“, diesem 1765 „auf Verlangen entworfenen“ ersten größeren, uns erhaltenen Gedicht des frühreifen Knaben. Das Frankfurter Gretchen, Annette und Behriß, Friederike Öser und Friederike Brion, Lotte und Lili ziehen an unserem Auge vorüber, wir sehen Goethe bei den Krönungsfeiern in Frankfurt und zu Füßen seiner Leipziger Professoren und begleiten ihn auf seinen wilden Ritten durch das schöne Elsaß und auf seiner ersten Schweizer Reise. Eingehend werden die Oden an Behriß, das Leipziger Liederbuch, die Sessenheimer Lieder, die Gedichte an Lili als Widerspiegelung dieses Lebens gedeutet, analysiert und gewürdigt. So weitet sich dieses Buch zu einer großen Entwicklungsgeschichte des Menschen und des Dichters Goethe. Es würde zu weit führen, wollte man hier auf alle die Einzelanalysen Gehns eingehen. Meisterhaft ist seine knappe, alles umfassende Darstellung des Inhalts, seine Fähigkeit, den Stimmungsgehalt in Prosa wiederzugeben, bewundernswert vor allem sein Stilgefühl, das ganz richtig die Entstehung des erst 1815 gedruckten Liedes „Liebhaber in allen Gestalten“ in Goethes früheste Zeit verlegte und das irrtümlicherweise von Goethe in seine Sammlung aufgenommene Gedicht „Im Sommer“ von Johann Georg Jacobi sogleich als „unbedeutend“ ablehnte. Man darf bei der Beurteilung dieses Buches natürlich nie vergessen, wie viele Quellen Gehn noch verschlossen waren, deren genaueste Kenntnis uns heute selbstverständlich ist. Das Goethehaus in Weimar mit seinen reichen Schätzen war unzugänglich, „Urmeister“ und „Urfaust“ waren noch nicht entdeckt, das Buch „Annette“ und die Briefe Goethes an Frau von Stein noch nicht veröffentlicht. So kann man hier noch lesen: „Wer jene Lida eigentlich gewesen ist, läßt sich noch nicht sagen.“ Heute wissen wir,

daß das Gedicht „An Lida“ den Anfang eines Briefes an Frau von Stein bildete.

Hier liegt ein Buch über Goethe und über die Lyrik in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von bleibender Bedeutung vor uns. Diese Vorlesungen Gehns gewinnen ihren besonderen Wert dadurch, daß sie ebenso anregend und fesselnd für den Forscher wie interessant und belehrend für den Laien sind. Hier hat es ein Gelehrter in seltener Weise verstanden, das Resultat seiner sein Leben erfüllenden, tief schürfenden Studien in allgemein zugänglicher Form einem großen Publikum nahe zu bringen und so unendlich viel beizutragen zu einem in immer weitere Kreise vordringenden Verständnis des Menschen und des Dichters Goethe.

K. G. Wndr.

Kurt Teichert. Wenn im Osten der Morgen graut. Ein Buch vom Milch- (!) und Sennenvolk. Breßlen. (Wilhelm Schenke) 1911.

Der Gedanke, eine Art Blütenlese in Poesie und Prosa aus Dichtungen über „Bauerntum, Alpenwirtschaft und Sennenvolk“ herauszugeben, ist originell und keineswegs von der Hand zu weisen. Das vorliegende Büchlein ist ein solcher Versuch, diese Aufgabe mit poetischen und prosaischen Beiträgen ernster und heiterer Art zu lösen. Er scheint mir freilich, abgesehen von einzelnen tüchtigen und erfreulichen Stücken, im ganzen und großen noch nicht völlig gelungen, mindestens nicht überall mit den zureichenden Mitteln durchgeführt zu sein! Aber es ist ein erfreulicher und beachtenswerter Beginn auf diesem Gebiete, dessen Idee hübsch und eigenartig ist, und der wohl noch starker Verbesserungen und Erweiterungen fähig wäre und wie uns scheint auch bedarf. Vor allen Dingen klingt der Untertitel des Büchleins etwas abgeschmackt und nicht eben er-

mutigend. Dagegen wollen wir gern auch anerkennen, daß die Zusammenstellung dieser Proben aus der „Alpen- und Bauerndichtung“ in Dialekt und Schriftsprache fleißig und mit beachtenswertem Bestreben nach Vollständigkeit der besten Namen auf diesem Gebiete unternommen worden ist. Wir finden gute Autoren, wie Goethe, Uhland, Rosegger, Stieler, Mayer usw. vertreten; auch speziell unsere schweizerische Dichtung kommt mit Gottlieb, J. G. Ruhn, Huggenberger und einigen anderen zum Wort. Dagegen vermissen wir ungern einige Hauptrepräsentanten unserer neueren Bauerndichtung wie Lienert, Zahn, Joseph Reinhart und C. A. Voosli in dem Buche. Eine spätere, wie wir hoffen baldige, erweiterte Neuauflage wird in erster Linie auch an diese zu denken haben! Eine gewisse Ungleichheit im Werte der einzelnen Proben ließe sich bei etwas strengerem Maßstabe an ihre künstlerischen Eigenschaften vielleicht auch noch beseitigen. Die von verschiedenen Illustratoren beigezeichneten Buchschmuckzeichnungen und Bilder fügen sich in den Rahmen des Buches geschickt und belebend ein. Wie gesagt, es wird da und dort manchem Freunde des Bauerntums und der Sennenpoesie Freude machen, und wir wünschen dem kleinen Schriftchen eine baldige Wiederkehr in erneuter Fassung, in etwas erweiterter, und was Auswahl und Form der Beiträge anbelangt, etwas sorgfältiger redigierter Gestalt. Bessermachen ist ja immer eine dankbare Aufgabe, und hier würde sie sich entschieden nur lohnen!

Dr. A. Sch.

Leonhard Schridel. Die Weltbrand schmiede. Roman. Bei Egon Fleischel & Cie., Berlin, 1911.

Es ist anzuerkennen, daß der Autor ein wichtiges Feld mit tapferem Idealismus

in Angriff nahm; abgesehen von der guten Absicht steckt aber der Wert des Buches nur in vielen trefflichen Einzelheiten, denn das Ganze ist konstruiert und allzu phrasenhaft. — Erich Grupp, der vom armen Knaben zum Millionär emporgestiegen ist auf dem Weg technischer Erfolge in der Aviatic, möchte nun, etwa in der Art Owens, die Gesellschaft innerlich reformieren. In seiner Rudelteigfabrik, die er als Anfang zu solchem Zwecke gegründet, erhalten die Arbeiter hohen Lohn, Anteil am Gewinn usw., es werden ihnen Bildungsmöglichkeiten durch eine Fabrikbibliothek, durch Vorträge geboten, dafür sind sie verpflichtet, ihre leibliche und seelische Tüchtigkeit nicht durch Alkohol, Tabakgenuß, geschlechtliche Verbindung mit gemeinen oder kränklichen Individuen zu schädigen, sie sollen sich frei von kirchlicher Bevogtung halten, in jedem Sinn eine Elite bilden. Der Ortspfarrer, die weltlichen Behörden, die konkurrierenden Kapitalisten, der ausgeschlossene Pöbel wirken insgesamt darauf hin, Gruppss Bestrebungen zu durchkreuzen; aus den Reihen der Arbeiter selbst fällt dieser und jener von der gemeinsamen Sache ab; Grupp durch seine Ehe befolgt seine Prinzipien ebenfalls nicht streng. Die Fabrik wird endlich vom Mob demoliert, doch der ausgestreute Samen ist nicht endgültig verloren: alte Getreue machen sich, besonders im Verein mit der Frau Grupp, wieder an den Aufbau des Werks, das einst „Weltbrand schmiede“ getauft worden war, der Führer Grupp steht endlich gleichsam doch als Sieger da. — Die nebelhafte Romantik bei dem realistischen Thema, das Pedantische, Doktrinäre der unklaren Soziologie, das abstrakte Gedresche des gesamten Werks stoßen ab, und man wird der dick aufgetragenen Willkürlichkeiten, der gemerkten Absicht müde; trotz allem Unreifen und Verfehlten

jedoch erhebt sich der Roman über den gemeinen Durchschnitt dadurch, daß der Verfasser oft den ernststen Herzenston trifft, Begabung in satirischen und humoristischen Zeichnungen zeigt, entschiedene Beobachtungs- und Charakterisierungsgabe aufweist und daß die Schicksale der zahlreichen Personen viel mehr ergreifen, als man bei der nackten Tendenz der Hauptgedanken des Romans erwarten würde. O. Volkart

Aubrey Beardsley. Letzte Briefe. (Insel-Verlag, Leipzig.) „Hier ist ein berühmter Ägyptologe, der wie eine Mumie aussieht, seit vierzehn Jahren so aussieht, viel kränker ist als ich, und doch lebt und guter Dinge ist. Meine Hoffnung hat sich sehr gehoben, seit ich ihn kenne.“ Diese Worte schrieb Aubrey Beardsley wenige Monate vor seinem Tode drunten in Mentone. Sie sind das eine einzige Thema der „Letzten Briefe“ dieses Künstlers, das in zahllosen Variationen immer wieder erklingt. Diese Briefe erzählen von seinem Leben vom Mai 1895 bis zum 16. März 1898, an dem eine gütige Parze den letzten Lebensfaden des unheilbar Kranken durchschneidte. Nur für kurze Augenblicke tritt uns hier der Künstler Beardsley, der Pianist, der Schriftsteller, der bahnbrechende Zeichner entgegen. Man fühlt, dieser Sterbende will nicht mehr spielen, nicht mehr schreiben, nicht mehr zeichnen, nur leben, nur leben. Beiläufig nur hören wir einige Worte von seinen Bildern zu Popes „Lothensraub“ und zur „Lysistrata“, aber nicht ein rein ästhetischer Genuß ist ihm jetzt das Betrachten von Kunstwerken, sondern ein Sichverlieren in Lebensträume, ein Vergessen. Lesen will er und Bücher finden, welche er illustrieren kann. Er lieft Stendhal und Walter Pater, Meredith und Moore, St. Beuve und Benjamin Constant, Diderot und Voltaire, Balzac und

Zola, Wolfram von Eschenbach und Goethe, Grillparzer und Nietzsche. Alles ist Selbsttäuschung. Er lieft diese Bücher, aber seine Augen blicken hinüber auf den Arzt, um in dessen Blicken sein Urteil zu lesen, seine Ohren sind weit geöffnet und saugen jedes Wort ein, das über sein Befinden gesprochen wird. „Ich weiß, daß mein Leiden unheilbar ist, aber sein schnelles Fortschreiten kann doch gewiß aufgehalten werden.“ Und in innerster Seele hofft er noch immer auf Rettung. Wie so viele Romantiker wird er in dieser Lebensverzweiflung fromm katholisch. „Ich komme mir jetzt vor,“ schreibt er nach Empfang des Sakramentes, „wie jemand, der an einem kalten Tage auf der Schwelle eines Hauses wartend steht und sich lange nicht entschließen kann, anzuklopfen. Endlich geht die Tür auf, und die ganze Wärme freundlicher Gastlichkeit ergießt sich über den erfrorenen Wanderer.“ Beardsley ist kurz vor seinem Tode zum Katholizismus übergetreten, er fand in den Gebeten „außerordentlich viel Freude und Trost“, es war ihm „eine solche Wohltat, nach all dem Herumirren eingefriedigt zu sein“. — Diese Briefe, welche man nur mit tiefster Erschütterung lesen kann, hat R. Moosburg vortrefflich übersetzt. Max Meyersfeld hat sie in einem kurzen Nachwort ergänzt und erläutert.

K. G. Wndr.

Hermann Kurz. Die Guten von Gutenberg. Roman. Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München, Preis geb. Fr. 6.—

Es ist etwas köstliches um jenen leise hinter den Stoßzähnen lachenden Humor, der wie eine unsichtbare Quelle aus dem tiefsten Schacht des Herzens springt und ein wohliges Gefühl durch den ganzen Leib rieseln läßt, daß man wie von selbst auf eine höhere Warte gehoben wird, von der aus der Menschen Leben und Handeln nicht

mehr so unendlich wichtig, sondern bisweilen sogar recht platt und unbedeutend erscheint. Gottfried Keller war ein Statthalter dieses unaufdringlichen Humors, und von seinem großen Erbe scheint Hermann Kurz auch ein Stücklein bekommen zu haben. Sein neues Buch ist im Grunde von einem argen Pessimismus diktiert, und man könnte daraus fast etwas wie Menschenverachtung lesen. Die Bewohner von Gutenberg sind zum kleinsten Teile Engel an Tugend und Nächstenliebe, zum größten aber rechte Kinder dieser Welt mit einer ganzen Musterkarte von üblen Eigenschaften. Nun, man befindet sich ja zumeist lieber in Gesellschaft von größeren und kleineren Sündern als in einer solchen von allzu guten Menschen; denn unter den ersteren trifft man eher Bekannte und gerät weniger in Gefahr, sich zu langweilen. Wie einst Sebastian Brant auf seinem Schiffe die Narren einteilte und ordnete, so versammelt Kurz, nur etwas weniger pedantisch, in dem kleinen Städtchen Gutenberg, in der Rheingegend nördlich von Basel gelegen, ein ganzes Schaar Narren, die freilich nicht zu den Schlimmsten gehören und sich auch nicht weiter durch besondere Berrücktheiten auszeichnen, sondern beinahe durchs Band weg ihre Narrheit dem Geldbeutel verdanken, der nie voll genug sein kann und der Ausübung der christlichen Tugenden so arg in die Quere kommt. Daß es neben diesem Rudel von Habfüchtigen und Bekennern der schönen Lebensregel „Selber essen macht fett“ in Gutenberg auch Menschen gibt, die ein Herz haben und nicht bloß einen Fleischsack, ist selbstverständlich, denn sonst wäre das Gleichgewicht der Geschichte allzusehr ge-

stört. Ich möchte diese ergögliche Chronik der Gutenburger, die so manche Maske herunterreißt und so manche muffige Seelenkammer ein wenig auslüftet, allen denen empfehlen, welche etwas Lustiges und zugleich Ernstes lesen wollen, und bitte dabei nicht zu übersehen, daß um der besseren Wirkung willen manche Striche etwas dicker gezogen und manche Schatten etwas dunkler gemalt sind, als es ein getreues Nachbilden der Wirklichkeit gerade erfordert hätte.

Richard Ritter

Carl Voßer. Die Orgelregister und ihre Klangfarben, sowie die damit verwandten akustischen Erscheinungen und wirklichen Mischungen. Ein Nachschlagewerk für Organisten, Physiker und Physiologen. Vierte, stark vermehrte Auflage. Mit Berücksichtigung der modernen Anlagen und Spielhilfen. Bern, Verlag von Emil Baumgart 1912.

Das grundlegende Werk des verdienten Orgelinspektors ist längst zum unumgänglich notwendigen Bestandteil der Bibliothek jedes Musikers geworden, der sich mit der Orgel und ihrer Technik befaßt. Die Erfahrungen eines langen arbeitsreichen Lebens sind hier in der knappen und gerade dadurch so brauchbaren Form eines Nachschlagewerkes niedergelegt. Es ist in fast alle Kultursprachen übersetzt und hat überall dem Verfasser Anerkennung und Dank eingebracht. Die vierte Auflage, die schon notwendig geworden ist, weist eine starke Bereicherung auf und wird jedem Musikkreund eine hochwillkommene Gabe des verdienten Jubilars sein. Auch der Laie kann aus dem hübsch ausgestatteten Buch viele Anregung schöpfen.

Bloesch

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: Franz Otto Schmid. Schriftleitung: Dr. Hans Bloesch, Herrengasse 11, Bern, an dessen Adresse alle Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. Gustav Grunau in Bern.